das Friedrichs Wilhelm

Zeitschrift für alle Fakultäten

No. 63
22.06.20

AStA Universität Bonn

EDITORIAL

Liebe Leser*innen,

In dieser Ausgabe haben wir uns ein weiteres aktuelles Thema vorgenommen, das leider lange aktuell bleiben wird – Rassismus. Über Rassismus zu theoretisieren ohne die Perspektive von Betroffenen einzunehmen hat wenig Sinn. Er ist eben kein Phänomen, das mit einer abstrakten Definition vollständig zu erfassen wäre, sondern muss eher verstanden werden als ein Komplex von individuellen Erfahrungen unterschiedlichster Formen. Insofern wir eine durchweg weiße Redaktion sind, können wir nur ein geringes Verständnis von diesem Komplex haben und müssen vorrangig zuhören. Deswegen enthält diese Ausgabe überwiegend Stimmen von Personen, die von Rassismus betroffen sind.
Tom führte zu diesem Zweck ein Interview mit einer der Organisatorinnen der Black Lives Matter-Demonstration in Dresden. Es behandelt Fragen um die Zukunft der Bewegung, die Realität des politischen Kampfes und die Rolle, die Weiße Personen darin spielen können.

Anschließend berichten Aicha, Naomi und Fiona von ihren Erfahrungen mit Rassismus in Europa. Die Texte sind nicht von uns gekürzt oder anderweitig gefiltert. Sie bieten einen Einblick in eine Wirklichkeit, die wir uns als Weiße Personen nur schwer vorstellen können. Aber wir müssen es versuchen. Die Texte richten alle den Appell an Weiße Menschen, bei Rassismus nicht zu schweigen und dagegen zu sprechen, weil es für Betroffene ob der Alltäglichkeit des Rassismus eine Anstrengung ist. Diesen Appell möchten wir weitergeben.
In der Ausgabe wird außerdem eine Reihe begonnen, die Polizeigewalt thematisieren soll, die, wie in den USA beispielhaft zu sehen, mit Rassismus zusammenkommen kann.

Wir hoffen, die Ausgabe hilft der Repräsentation nicht-Weißer Personen und Weißen Menschen, sich ein besseres Verständnis von Rassismus zu bilden.

Trotzdem wünschen wir euch wie immer viel Spaß beim Lesen :-)

Clemens Uhing

In dieser Ausgabe:

Gesellschaft — **Black Lives Matter** — Interview mit einer Aktivistin — 3

Gesellschaft — **Rassismus real** — Wie es sich anfühlt, mit Rassismus zu leben — 7

Gesellschaft — **Polizeigewalt** — Kein Urteil, kein Problem? — 16

Impressum

Redaktion:

Jan Bachmann
Ronny Bittner
Melina Duncklenberg
Helene Fuchshuber
Samuel F. Johanns
Milan Nellen
Julia Pelger
Tom Schmidtgen
Clemens Uhing

V.i.S.d.P.:

Sander Hartkamp
Vorsitz | AStA der Universität Bonn

Kontakt: fw@asta.uni-bonn.de

www.asta-bonn.de
facebook.com/AStA.UniBonn

Die Redaktion behält sich Abdruck und Kürzungen von Artikeln und Leserbriefen vor. Namentlich gekennzeichnete Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Die nächste Ausgabe des Friedrichs Wilhelm erscheint im

06. Juli 2020

»Die junge Generation hat keinen Bock mehr auf euer System«

Was weiße Studierende in der Universität bewegen können

Das Interview führte Tom Schmidtken

*Karimé Diallo setzt sich intensiv mit dem Thema Postkolonialismus und Antirassismus auseinander. Ihre Masterarbeit an der TU Dresden wollte sie darüber schreiben, aber kein*e Dozent*in wollte ihr Thema betreuen. Bei den Black Lives Matter Demonstrationen in Dresden und Leipzig hat sie ihre ersten Reden gehalten. Im Interview erklärt sie, wie die Bewegung überleben kann und was Weiße Studierende besser machen können.*

FW: Hallo Karimé, ich folge dir auf Instagram und habe den Eindruck, so viel zu tun wie in der letzten Woche hattest du lange nicht!

Karimé: Ja, am 6. Juni gab es in Dresden eine spontane Demo. Für das Wochenende waren schon viele Demonstrationen deutschlandweit geplant, für Dresden haben sich erst zwei, drei Tage vorher verschiedene Gruppen getroffen. Ich war mit „Dresden Postkolonial“ dabei. Bei dem Treff waren knapp 50 Leute aus 15 Organisationen. Wir haben ziemlich schnell eine Demonstration auf die Beine gestellt. Wir hatten kaum Marketing und es lief viel über Mund-zu-Mund-Propaganda und deswegen waren die 4.000 Leute, die kamen, sehr gut. Ich habe dann einen Redebeitrag gehalten. Am nächsten Tag war ich in Leipzig auch dabei, weil meine Schwester lange dort gelebt hat und uns wurde dann ein Rede-Slot angeboten. Dort hat mich dann ein Journalist von der Leipziger Volkszeitung angeschrieben und wollte mit mir dann ein Interview führen.

FW: Das Interview ist ziemlich bekannt und wurde in den sozialen Netzwerken häufig geteilt. Du sprichst da sehr ehrlich und direkt über deine Erfahrungen. Für wie viele Interviews wurdest du denn angefragt?

Karimé: Für die LVZ, dann noch für den MDR. Aber ich war dann schon wieder in meiner Heimat in Nürnberg. Das hat dann nicht geklappt, aber ich habe da Kontakte weitergegeben. Dann habe ich noch eine Sendung für Coloradio gemacht…

FW: …einem freiem, kleinen Dresdner Radiosender…

Karimé: Jetzt noch du! Und ich habe von der SPD eine Anfrage. Da habe ich ein Online-Gespräch mit einem SPD-Politiker aus dem Raum Frankfurt geführt. Darin geht es auch noch einmal um strukturellen und Alltagsrassismus.

FW: Auf Instagram kann man deine beeindruckende Rede in Dresden als IGTV-Video sehen. War das deine erste Rede?

Karimé: Ja.

FW: Wie war das für dich?

Karimé: Das war aufregend. Ich hatte nur einen Tag, um die Rede vorzubereiten. Das war eine Herausforderung, weil ich auch wusste, ich spreche zu einem mehrheitlich Weißem Publikum. Da ist immer die Frage, wie man die Rede aufbaut. Ich würde zu einem mehrheitlich Schwarzen Publikum schon anders sprechen. Da könnte ich ehrlicher oder emotionaler sein und mehr über mich preisgeben, weil die Leute fühlen, was ich sage und wissen, worüber ich rede, ohne dass ich viel erklären müsste. Ich habe es trotzdem emotional gestaltet, damit ich meine Gefühle transportieren konnte. Und ich habe auch das Weiße Publikum angesprochen: Was

»Die **alt eingesessenen Politiker*innen** sollen sehen: Deutschland hat sich **verändert**, Deutschland ist **jung** und **Deutschland** ist **bunt**.«

könnt ihr besser machen? Die Schwarze Community wollte ich natürlich auch ansprechen, die auch da war, aber eben sehr klein.

FW: Während der Rede wirkst du dann gar nicht aufgeregt und sehr selbstbewusst.

Karimé: Meine Freunde und meine Schwester waren da. Deswegen war ich nicht aufgeregt. Genossen habe ich es aber auch nicht. Ich war sehr bestärkt, energisch und habe mich auf die Chance gefreut, vor einem großen Publikum meine Perspektive einzubringen. Viele Leute haben sich auch gewundert: „Ist das die Karimé? Wir erkennen sie gar nicht wieder?“ Das ist einfach so passiert, sicher auch durch die Jahre der Frustration, die dann raus kamen. Und die Jahre des Nicht-Redens. Jetzt habe ich die Bühne und zeige euch auch meine Wahrheit.

FW: Das hat man auf jeden Fall gesehen. Was mich erstaunt hat: George Floyd wurde am 25. Mai ermordet. Nicht einmal zwei Wochen später kamen weltweit Millionen für die Rechte von PoCs zusammen, an dem Wochenende in Dresden 4.000 Demonstrant*innen und in Leipzig 15.000. Wie konnte sich so schnell eine weltweite Bewegung organisieren, die auch in Deutschland Fuß fasst?

Karimé: Ich glaube, dass Social Media einen großen Beitrag dazu leistet und auch neue Informationskanäle als früher schafft. Die Mainstream Medien haben fast gar nicht berichtet und wenn, dann nur über die USA. Da wurde versucht, die Demonstrationen zu delegitimieren, indem vor allem über die Ausschreitungen und Riots berichtet wurde. Junge Menschen, und es waren auch sehr viele junge Leute da, die aus der Klimabewegung kommen, sind sehr politisiert. Die bekommen ihre Infos fast nur noch von YouTube und Instagram.

FW: Glaubst du, das Interesse kann sich länger halten?

Karimé: Das ist die große Frage, die ich mir auch stelle. Es kommt drauf an, dass die Organisator*innen weiter Demos organisieren. Das Thema ist jetzt da. Viele lesen Bücher und sensibilisieren sich. Ich glaube, die Bewegung kann weiterleben, wenn wir es mit unterschiedlichen Unterdrückungsformen zusammenbringen. Ich sehe die Chance einer großen Bewegung, zusammengeschlossen aus einer feministischen Bewegung, Klimabewegung und einer Black Lives Matter-Bewegung. Black Lives Matter allein wird sonst schnell wieder abflauen. Das Thema ist unbequem für die meisten. Viele weiße Leute haben ihre anderen Probleme. Es ist eben auch eine Entscheidung sich damit auseinanderzusetzen.

FW: In Dresden hast du gesagt: „Deutschland ist kein sicherer Ort für Schwarze Menschen. Und trotzdem wird der Rassismus von vielen Weißen Menschen durch Vergleiche mit den USA relativiert.“ Dafür hast du sehr viel Applaus bekommen. Auch Saskia Esken sagte, in Teilen der Sicherheitskräfte gebe es „latenten Rassismus“. Dafür wurde sie von SPD- und Unionspolitiker*innen scharf angegangen. Was sagt das über unsere politische Elite?

Karimé: Das sagt aus, dass unsere politische Elite sehr Weiß ist. Die erkennen das nicht an und wollen sich nicht angreifbar machen. Die

aufgebauten Strukturen wollen und müssen sie schützen. Ein Hauptmann der Kommando Spezialkräfte von der Bundeswehr hat jetzt einen Brief an die Verteidigungsministerin Annegret Kramp-Karrenbauer geschickt und geschrieben, wie strukturell Rassismus und Rechtsextremismus in der KSK vorherrscht. Dort soll es eine Kultur von Verschweigen und Verharmlosen herrschen. Das wussten wir alles davor. Aber jetzt hat sich einer aus der Struktur getraut, es zu benennen. Wenn wir es von außerhalb benennen, glaubt uns niemand. Das ist mal was Neues. Ich hoffe, dass die Kultur des Verschweigens langsam durchbrochen wird. Und Deutschland ist für Schwarze nicht sicher, weil die Institutionen, die vorgeben, alle zu schützen, in Wahrheit nur das System und die Institutionen selber schützen. Deswegen haben wir kein Vertrauen.

FW: Berlin bekommt eine Antidiskriminierungsstelle mit Schadensersatz für Opfer von Diskriminierung und Rassismus. Ist das der richtige Weg?

Karimé: Ja. Um einfach etwas in der Hand zu haben und jemanden, der einem sagt: „Nein, das was dir passiert ist, ist nicht rechtens." Oft hat man das Gefühl, das wird einfach geduldet in Deutschland. Ich kenne auch Geschichten von Angehörigen, die in der Schule als Referendar*innen rassistisch beleidigt wurden und nicht mehr in die Schule gehen konnten. Das System schützt aber die Lehrer*innen, die dort seit Jahrzehnten arbeiten. Als Schwarzer Mensch kann deine Karriere dann zu Ende zu sein, weil sie dich durch die Prüfungen fliegen lassen. Es muss solche Stellen geben, um das System zur Rechenschaft zu ziehen und Daten zu haben, wie viele das eigentlich betrifft. Nur den Berichten von Betroffenen wird oft nicht geglaubt.

FW: Was wünschst du dir von Deutschland in einem Jahr?

Karimé: Da muss ich kurz überlegen... Ich hoffe, dass es in einem Jahr eine Kultur gibt, in der wir öffentlich darüber reden können und auch in der breiten Gesellschaft anerkannt wird, dass Rassismus existiert und wir in einer rassistischen Gesellschaft großgeworden sind. Dann können wir auf einem neuen Level starten und müssen uns nicht jedes Mal neu rechtfertigen. Ich wünsche mir, dass Politiker*innen anders sprechen können, und die, die es nicht tun, hoffentlich nicht wiedergewählt werden. Nächstes Jahr ist ja auch die Bundestagswahl. Ich hoffe auf eine breite Bewegung, die ihre Forderungen auch in die Politik trägt. Die alt eingesessenen Politiker*innen sollen sehen: Deutschland hat sich verändert, Deutschland ist jung und Deutschland ist bunt. Die junge Generation hat keinen Bock mehr auf euer System. Wir wollen in einer offenen Gesellschaft leben. Wir sind eine postmigrantische Gesellschaft. Diese Kultur wird in den Großstädten auch gelebt, aber nicht in den Institutionen. Da muss sich die Kultur noch wandeln.

FW: In einem Interview mit der Leipziger Volkszeitung hast du gesagt: „Für mein Empfinden ist Leipzig so ziemlich die Weißeste Stadt Deutschlands." Ich denke auch Bonn kann vieles noch besser machen. Was empfiehlst du Weißen Studierenden? Was können wir besser machen?

Karimé: Der erste Schritt ist, Rassismus anzuerkennen und sich mit den eigenen Privilegien auseinanderzusetzen. Als Erstes muss man sich informieren und engagieren, wenn man die Macht hat, Veranstaltungen zu organisieren. Da müssen auch Leute eingeladen werden, die nicht immer in einer Weißen Bubble unterwegs sind. Wenn man sich mit Leuten beschäftigt, die andere Lebensrealitäten haben, dann lernt man automatisch dazu und öffnet sich. Gerade im Studium, in einer Phase, wo man ohnehin viel lernt, sollte man sich auch für andere Geschichten und Menschen öffnen. Auch die Uni ist eine Institution, die sehr Weiß dominiert ist. In deinen Kursen solltest du dich fragen: Warum lese ich nur Weiße Männer? Warum lese ich nicht auch mal afrikanische Literatur? Das kann man bei seinen Professor*innen anzeigen.

FW: Hast du da ein Beispiel?

Karimé: Ich habe das bei meiner Masterarbeit gemerkt. Als ich über Postkolonialismus schreiben wollte, haben das unsere Weißen Professoren nicht verstanden. Deswegen habe ich dann über etwas Anderes schreiben müssen. Unser Professor kannte nichts, bis vier Studierende zu ihm gegangen sind und sich das Thema gewünscht haben. Später hat er dazu sogar ein Seminar angeboten. Er hat es immer noch nicht richtig gecheckt, aber es hat etwas mit ihm gemacht. Und es muss in Deutschland auch mehr Lehrstühle für Rassismuskritik und Postkolonialismus geben. Auch eine Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte. Die Kolonialgeschichte wird nur so marginal behandelt. Die USA und Großbritannien sind da viel weiter.

FW: Karimé, vielen Dank für das Gespräch!

Was Rassismus wirklich bedeutet

Drei Erfahrungsberichte von jungen Menschen aus Europa

Triggerwarnung:
In den folgenden Texten werden explizite Beschreibungen von diskriminierenden Erfahrungen im Zusammenhang mit Rassismus zu lesen sein.

I

Weinend stand ich vor dem Spiegel. Ich betrachtete mein geschwollenes Gesicht, während ich meine Lippen zusammenpresste. Wären sie nur ein wenig schmaler. Wäre meine Nase nur etwas spitzer – nicht so fett und hässlich… Kommentare wie „Deine Lippen sind so fett.“, „Deine Nase ist so fett.“, „Du siehst aus wie ein Baum.“ , „Deine Haare sehen so dreckig aus, Fiona.“ waren ein Teil meines Alltags in der Schule. Der kreativste Kommentar, den ich damals zu meinem siebten Geburtstag gesagt bekam, war: Ich sollte meine Brüste (wo waren damals meine Brüste?) mit Kokosnussschalen verdecken und in einer roten Unterhose tanzen.

Obwohl ich damals das Ausmaß dieser Kommentare nicht als rassistisch wahrnahm, da Kinder nun mal generell die Tendenz haben, fies zu anderen zu sein, wurde mir dennoch in diesem Lebensabschnitt eines bewusst: Ich war irgendwie anders.
Ich wuchs in einer zu 95% Weißen Schule auf. Meine Freunde waren Weiß, meine Lehrer und Vorgesetzten waren Weiß und auch meine Mutter war Weiß.
Nur ich war nicht Weiß, oder besser gesagt, nur zur Hälfte Weiß.

Ich heiße Fiona und bin Österreich-Nigerianerin. Ich wuchs in Brüssel auf und werde im Folgenden meine Erfahrungen in Bezug auf Rassismus schildern. Ich werde auch das Gefühl des (Nicht-)Dazugehörens verdeutlichen. Ich möchte kein Mitleid erwecken, sondern eher eine Diskussion anregen. Als PoC (Person of Colour) erlebe ich die Welt anders als Weiße, jedoch möchte ich unterstreichen, dass ich in vielerlei Hinsichten mit einer „milderen Form“ von Rassismus konfrontiert werde, als meine Schwarzen Freunde.

Jeder Mensch wird in seinem Leben mindestens einmal von nihilistischen Gedanken heimgesucht. Dies führt zu einer existentiellen Krise, aus der man in den meisten Fällen reifer und gestärkt hervorgeht. Ich bin keine Psychologin, dennoch denke ich, wenn man sich einen Sinn im Leben sucht, für den es sich lohnt zu leben und Frieden mit seiner Identität schließt, ist man auf einem guten Weg zu einem zufriedenen Leben.

Als PoC in einem Weißen Land durchlebte ich meine erste existentielle Krise mit 15. Ich stellte mir die Frage nach meiner Identität. Ich passte überall rein, jedoch gleichzeitig war ich überall fremd. Sowohl in Belgien als auch in Österreich und in Deutschland war ich, obwohl ich die Landessprachen flüssig sprach, immer eine Ausländerin. Wegen meiner äußerlichen Merkmale wurde ich nie vollkommen akzeptiert. Auf der Straße wurde ich angeguckt und oft wurde ich auf Englisch angesprochen.

Besonders in Österreich hörte ich in der U-Bahn oder im Supermarkt oft „Affe“ oder „Geh in dein Land zurück!“ Als Österreicherin war dies sehr verletzend.

Das Jahr 2016 stellte für die westliche Gesellschaft, sowie auch für mein eigenes Leben, einen gewaltigen Wendepunkt dar. Es begann mit der Brexit-Wahl im

Juni 2016, gefolgt von Donald Trumps Wahl zum amerikanischen Präsidenten im November 2016. Man beobachtete, dass immer mehr Menschen mit den aufsteigenden Rechtspopulisten sympathisierten. In Griechenland war es die immigrantenfeindliche „Golden Dawn“, die zur drittstärksten Partei wurde. In der Schweiz war es die „Schweizerische Volkspartei“, in den Niederlanden die Partei Geert Wilders, in Frankreich Marine Le Pen mit dem „Front National“, in Österreich wurden eine konservativ-rechtspopulistische Regierung gebildet, in Deutschland stieg die Alternative für Deutschland (AfD) auf…

Ich fing an, mich voller Eifer mit Politik zu beschäftigen. Dies führte dazu, dass ich das Thema beim nächsten Familientreffen in Österreich ansprach. Ich erzählte meiner Familie, ich würde es im eigenen Land schwer finden, ohne Angst durch die Straßen zu gehen. Wenn Menschen ihren Hass verbal formulieren konnten, könnte es auch mal zu Gewalt kommen. Ich berichtete ihnen über meine idealistischen Hoffnungen, vollkommen dazuzugehören. Anders als erwartet, nämlich dass sich meine Familienmitglieder verständnisvoll mir gegenüber äußern würden, endete das Treffen in einem gewaltigen Streit: „Es ist deine Schuld, dass dein Vater Schwarz war!“

Zum ersten Mal wurde mir bewusst, dass auch meine eigene Familie (abgesehen von meiner Mutter) ausländerfeindlich war. Wie konnte ich mich dort wohlfühlen? Man erwartete von mir, Österreich als mein Land zu sehen, wenn mich nicht mal meine eigene Familie komplett akzeptierte.

Meine Sehnsucht nach einer Heimat, dem Gefühl dazuzugehören und vollkommener Akzeptanz wuchs. Mein Vater verstarb, als ich ein Baby war, was dazu führte, dass ich mich lange Zeit nicht mit meiner „anderen Hälfte“ auseinandersetzte. Ich musste meine nigerianischen Wurzeln finden! Mein Leben bekam einen neuen Sinn. Ich erweiterte mein Wissen über die nigerianische Kultur, über den Kolonialismus und die Sklaverei, fing an, mehr mit meinen Schwarzen Freunden zu unternehmen und fühlte mich selber bald mehr Schwarz als Weiß. Ich reiste zudem auch öfter nach London zu meinen nigerianischen Verwandten. Mit 16 war es soweit. Ich trat zum ersten Mal die große, aufregende Reise nach Nigeria an. Ich werde endlich „meine Leute“ kennenlernen! Wenn ich hier in Europa Schwarz bin, dann werde ich in Afrika endlich als Schwarze dazugehören.

Die Suche nach mir selbst endete leider noch nicht hier. In Nigeria wurde mir schnell bewusst, dass ich dort die Weiße war. Obwohl ich meine nigerianische Familie liebe und ich gerne nochmal hinreisen würde, fiel es mir damals schwer, die Situation zu verstehen.

Ich versuchte lange, mir darüber klar zu werden, was mich wirklich ausmachte. Dennoch weiß ich es bis heute noch nicht. Ich habe zeitweise nicht mit meiner österreichischen Familie geredet, jedoch war dies auch keine Lösung. Über dieses Thema wird in meiner Familie nicht mehr gesprochen. Allerdings halfen mir die Diskussionen, besser zu verstehen, warum Leute überhaupt andere wegen ihrer Herkunft ablehnen. Oft geht es dabei um Neid und Angst. Ich werde meine Familie nicht umerziehen können, doch hoffe ich, dass unsere Generation eine gerechtere Welt anstrebt als die jetzige. Ich nutze meine Position in der Gesellschaft weise und möchte diskutieren und argumentieren, um Lösungen zu finden. Damit kann ich dazu beitragen, mich für mehr Toleranz und somit gegen Rassismus in meinem eigenen Umfeld einzusetzen.

Wenn ich mich heute im Spiegel betrachte, lächle ich mich an. Ich habe einen einzigartigen Hautton, meine Haare sitzen in Form eines Afros wie eine Krone auf meinem Kopf, meine Nase ist schön rund und meine Lippen sind voll. Ich erspare mir die OP und die Kylie Jenner Lip Challenge. Zudem schätze ich es, mich in jede Gruppe einfach untermischen zu können, statt mich nicht dazugehörig zu fühlen. Ich habe ein Gleichgewicht gefunden. Mein Fazit: Ich stelle eine Verbindung zwischen zwei Welten dar. Ich bin ein Kind, das für eine tolerante, idealistische Welt steht. Ich bin ein Kind der Zukunft.

Fiona (19 Jahre alt)

Ich lebe nun seit zwei Jahren in London, einer Stadt, in der so viele Kulturen zusammenschmelzen. Ich weiß zwar noch nicht wer ich bin, jedoch habe ich im Moment meinen Platz gefunden.

II

When I got asked to write about my experience with racism for a university newspaper, I laughed because I thought no words could ever describe one's feelings in the face of discrimination. The second thought that then occurred to me was that a two- or three-page article would be far from enough for me to enumerate all the encounters I ever had with racism.

Racism is, and has become such a big word, reflecting everything it encompasses. This word is being continuously used and echoed in public debate, sometimes erroneously, and immediately thrown at any opponent who dares make a statement on a person that includes or is based on his/her skin colour. This misunderstanding of what racism really is results in a general confusion around the topic or 'race' and keeps the public debate busy with little relevant issues, thereby overlooking what really matters and needs to be changed. Therefore, I would like to first clarify what racism is. According to the online dictionary Merriam-Webster, racism is "the belief that race is the primary determinant of human traits and capacities, and that racial differences produce an inherent superiority of a particular race" (on 10th of June, the dictionary actually got a request to add a reference to systemic oppression to their definition and is now working on an improved version thereof). Hence, racism includes at least two components: the belief that humanity can be divided into races, and that some races are naturally superior to others. Two of the implications of these beliefs are the systemic oppression and discrimination of the 'races' considered inferior. In this article, I will thus tell you about all the times I was discriminated against because of my 'race' - racial discrimination being the act of making a distinction between human beings based on the 'racial' group they are perceived to belong to - and so treated differently than a white counterpart. Furthermore, I will share with you some sentences and belittling ideas that I confronted and that showed me how ignorant and unconsciously racist people can sometimes be. And although all these sentences do not explicitly reflect a racist belief, I can assure you that they help in reminding you that you are, and will forever be seen, as African before the nationality of the country you were born and grew up in. As I dislike the word 'race' since it again implies that all individuals of a category inherently share physical or social qualities, I will replace it by 'skin colour', but please understand that by this I also allude to hair type, body shape and facial features that I genetically inherited from my African mother, features that are wrongly associated with all people of African descent (but that I happen to have, in a certain extent). A last detail that I will add is that I am born from a black African mother and a white European father (commonly named by the awful term "mixed-race" or "multiracial" - are you saying that I partly come from something else than the human race??? Shook!). With these clarifications made, let us begin.

I do not recall any encounter with racism before the age of 6, although this does not mean that there was none, but only that I have few memories from these times. At 6 years old, my family and I moved to the countryside and so I had to change schools in the 2nd grade. From the first day of the academic year, I became a general attraction, as I was not only a new pupil in such a small school, but even more interesting, I was brown with such weird hair! Furthermore, you can imagine how fast the news of a black family moving to this ridiculously tiny village travelled, as it was for some people the first time that they got to actually speak to, and encounter so often, a black person (this was around 2005).

Nevertheless, I did not at all have a bad time in this school. Children (and sometimes grown-ups) did not pay much attention to skin colour back then and over there, and if they did, it was more out of curiosity and interest that they would acknowledge it and ask me questions, but they would not have the (many) stereotypes coming with the skin colour or origin. They would just tell me that I was so lucky to be that tanned, and most attention was put on my hair. 'Can I touch your hair?' and 'But how on earth do you wash it?' are probably the two questions I have heard the most in my life. But back in those days it was very innocent, and I was happy to be at the center of attention without having to do anything. However, I quickly discovered the downside of being 'that tanned' and to have such 'special' hair. The teacher of my class was, I guess, racist. From the first day of class, she would treat me differently, before even getting to know me. And I assign her behaviour to my skin colour, as I was a very quiet and studious pupil, so there was no other reason for her to treat me as she

did. She would always make me sit at the back of the class, as if I was spoiling the view she had from her desk, and when I would imitate my white friend's behaviour who stood up without asking for permission and then walked up to her and sat on her knees to show their work or ask their questions, she would immediately refrain me and order me to sit down, shouting. When I then raised my hand, she would then act as if she did not see me, and when she had to answer me as it was becoming awkward for all, she would do so with the smallest effort, not looking me in the eyes and being very brief in her answer and angry in her tone. All others were calling her by her first name, but I had to call her "Miss", and whenever I had the bad luck to forget to do my homework or hand in something that she did not consider good enough, she would start shouting and belittling me in front of the whole class. I remember entering the class one day with a friend of mine, and we both had our homework (a kind of paper model that took us hours to make) in our hands, which looked very similar to one another. However, after praising the work of my friend, the woman decided that mine was real crap, that I did not put any work into it, and so she did not let me take part in the class and sent me to the school principal, to whom I had to explain that I apparently had not worked hard enough. The principal was naturally confused, and this was probably the first time I understood that I might get discriminated against because of my skin colour.

After school, I used to go to the day-care centre where all children knew each other (again, we weren't that many). There was this girl who was probably 11 at the time, and with whom my class and I had swimming lessons. I had already noticed that when we would be together in the big cloakroom with all other girls, she would go the furthest possible from me and would hide her body, looking at me with a strongly disapproving face, as to say "How dare you put your dirty brown eyes on me!". One day, I finally went to school with a natural hairstyle (that is, without braids) as all my friends had been begging me for ages to do so. Needless to say, I got petted more than the cutest dog you know. After school, I thus went to this day-care centre, where everyone needed a moment before answering my hello, as they were so shocked by my different hairstyle. The girl I just told you about was sitting at the end of the table, wide-eyed and open-mouthed. As I leaned down to give her a kiss on the cheek (that's how we say hello in my country), she aggressively moved backwards and looked at me with an expression of deep repugnance and horror, a gaze that I will never forget. Although I had received positive compliments about my hair throughout the day, this specific reaction deeply affected my confidence, and from this day on until about 3 years ago (that is, a period of about 10 years), I never dared going out in public with my natural hair again (by the way, this was forbidden in my high school anyway. You know, it's 'unprofessional'). And this, combined with all the other reactions I had had about my 'big nose' and 'big lips', is when I started seeing myself as ugly.

I clearly remember crying quite often to my mother or in front of the mirror. I was so convinced to be ugly and had absolutely no model of black/brown woman to look up to, as none was celebrated on TV, in books, or even toys. I was begging my mother to let me get my hair relaxed (chemically straightened) although it is so bad for the hair. My biggest dream was to be white and have straight hair and I would have given up everything for it. I went as far as to blame my mother for being black. So as you can see, this whole identity crisis and rejection of my African features were not the result of heavy racist words that were thrown at me, but it was the consequence of a long exposure to implicit racist and discriminatory behaviours that made me conclude by myself that I was not welcome by certain people and that my physical features did not fit into society's standards. Oh, and I forgot to tell you about the day when I had the audacity to kick a soccer ball that was unwillingly sent out of the football field of our playground. A pupil, younger than me, was just coming at me to get it when I shoot the ball, and when that happened, he stopped right in front of me and told me what could be translated as: "You dirty nigger". I was so shocked and ashamed that I could not tell anyone.

The years that followed, I was just doing my thing. I will not bore you with enumerating all the different 'jokes' and remarks I got about my skin, hair, facial features and body shape. I would not even be able to remember them as it was just so normal to me, and I would myself laugh about such jokes, maybe to hide that it was actually hurting me. One day, a geography teacher asked a question about an African country and no one knew the answer. As I finally raised my finger to give it a try, although I knew nothing about this specific country and was merely speculating, I was told that "Oh no, not you, the question is too easy for you", and I could not answer. I was also often compared to/called a boy because of my muscular morphology and my short and 'weird' hair. A Moroccan friend of mine and I even got accused of bullying and hitting a young white girl who would allegedly go home with bruises all over her body although I had no idea who that girl was. And even though no remark was made about my skin colour in this case, I am not certain that a white friend of mine accused of the same thing would have been treated the same way without any proof (sounds familiar, doesn't it?).

The worst experiences I had regarding my skin colour happened in only 2 months as I was working at the sea-

side during the summer, in a quite conservative and very white region. All my friends (who were all black/brown) and I had taken an apartment together, receiving daily looks of disapprobation by the white neighbours that we dared disturb. One of my male friends with whom I worked wanted an additional job next to the one we already had, and so did I. He called the boss of a bar on the beach who was very happy as he was looking for workforce, and told us to show up the next morning. So we did, and as we were walking up to him, he stared, wondering what two black people were doing on his beach. He told us to go away and that we could not be there, and he took a while to digest the information of us being the students who called the day before. "Oh, sorry but I do not work with black people" is what he said. "Why didn't you tell me on the phone that you were black" is what he asked. "No, sorry, this is not going to work" is what he ended with. All of this without us being able to say a word, because he would not stop talking, and because we were just so shocked. At the end, he let us give it a try and we worked so well that he said we could come back the following day, as "black people are very good for labour". What shocked me so much is not even what he said, but how unapologetically he said all that, right to our faces and without the slightest ounce of shame. As my friend and I spoke French with each other, he asked which language that was, although he himself had basic notions of French and heard it every day. But seeing two black people talking to each other, he could not consider the fact that we might speak a national language, although he had heard it clearly, and was so surprised, saying "French? I thought you spoke African with one another." I told him there was no such thing as the 'African' language, and that there were hundreds of languages and dialects in Africa, to which he answered "Really? All black people don't speak the same language? Huh, I did not know that". Okay…

As I started to work for him more often, more and more remarks about my skin colour and origin were thrown at me by him and his white and rich customers, although never in a mean way. They would comment on my curves, assume that I have 6+ siblings and was born in a hut in Africa, and they were of course so surprised that I was 'so educated' and could speak many languages. One day, as I was saying goodbye to my boss (who had had too much to drink), he looked at me walking away, focusing on my hips, then started grunting, calling me something like "You tasty beast", reflecting the belief that African/Black women are beastly and wild. Another day, he noticed the sand that had gotten stuck between my braids and that I did not care so much to get rid of as my hair would be full of sand again the next day and as it was not that noticeable. He came very close to my face and looked at my hair with a repelled look, and said "Your hair is disgusting, you can't wash it can you? Ugh, it is disgusting. Disgusting. Plus why did you do this hairstyle? I found it way more beautiful when you had you natural hairstyle (afro). But yeah, with that hairstyle, you obviously cannot work." And another day, as I was cleaning tables, a young girl in the arms of her mother looked at me and said out loud "Ouh, I really wouldn't want such hair". I looked at her, helpless, then looked at her parents from whom I expected a reaction, but they just laughed and went on with their conversation.

In the evening, I was washing the dishes in a restaurant. Once, as the waitress was approaching the small room I was working in, I heard her say "Wait a second, I'm bringing these plates to the black girl in the back". Yes, although they would see me several times a week, none of the people working there made the effort to ask for my name. I was simply "the black one".

Naomi (19 Jahre alt)

Hey! My name is Naomi and I just turned 19. I live in Belgium but I am currently studying Politics, Philosophy, and Economics in the Netherlands. I am also active in a Belgian NGO and youth organisation that strives to introduce the youth to current issues and give them the tools to shape the world of tomorrow!

Another evening as we went out with my friends, I found a white guy lying on the ground with blood on his face. I ran to him to help, but he just wouldn't talk to me and turned his back at me, mumbling something about black people. A biker arrived and I stopped her so that she would help me, and when she gave him a hand and asked him questions, he would suddenly start talking with a very soft voice, it was as if he became another person. When I heard him say that a group of black people attacked him, incorporating very racist words to his explanation, I understood that he had treated me that way because I was myself brown, so I just left. When I got home, my friends told me that they were the group he was talking about, and that what happened is that he was drunk and started following them, insulting them with the worst words, and provoking them before one of my friends indeed hit him. That is of course not the story he told the police.

I could give you so much more examples of my encounters with racism, but these were the main and more revealing ones. In general, I am not really shocked by the inappropriate and racist remarks that people have made towards me, as it is something I am now used to. But what always surprises me is the unapologetic ease with which people make such comments. I have had white family members looking at me right in the eyes and saying that colonisation had no downsides but was done to help Africans who are just ungrateful and can only complain. I have had white family members calling my black family members "ridiculous African creatures". And so much more. But what hurts the most is how comfortable and shameless people can be in attacking your identity, not realising how unacceptable and disrespectful what they say is. This tells you how normalised it is to make racist comments or adopt a racist behaviour in our current societies, a practice that is accepted, encouraged, and nourished by upholders of this same society, that is, media, police officers, politicians, and more, and this is (partly) what we allude to when we talk about systemic racism. I could tell you so much more, but I will stop there, and hope that this short opinion and explanation of my experience with racism showed you how implicit it can be, yet how big of an effect it can have on targeted individuals. For non-white people, racism is present in all of our social, professional, educational spheres, everywhere and anytime. It is something that we got so much used to that we sometimes do not even find the energy nor the time to stand up and correct people who dare disrespecting us. So when such a thing happens before your eyes, I put my entire trust in you and hope that you will stand up and fight racism everywhere you find it, even if it does not impact you personally. Remember, "It's not black versus white, it's everyone versus racists". Thank you for your time.

III

„Rassismus in Deutschland gibt's doch gar nicht!" Den Satz hab ich schon oft gehört. Immer heißt es entweder, alles wäre so liberal hier und jeder würde hier durch die Straßen laufen können, ohne diskriminiert zu werden, „Die Bilder und Videos aus den USA sind ja grausam. Zum Glück gibt es sowas hier nicht ."
oder Menschen gucken doch lieber weg, anstatt Rassismus als Problem anzuerkennen...

Ich wohne schon mein ganzes Leben in Bonn. Bin hier geboren und aufgewachsen. Das ist mein Zuhause. Ich bin Deutsche, doch ich bin auch Afrikanerin und Portugiesin. Nicht Afrikanerin, Portugiesin und auch Deutsche. Weil Deutschland schon immer mein Zuhause war.

Ich komme an sich nicht von irgendwo anders her, aber das ist Leuten meist nicht interessant genug.

Ich wurde schon ein paar Mal gefragt, wieso ich so ein Problem damit hätte, wenn man mich fragt, woher ich komme und meine Antwort darauf ist immer: „Wieso ist das so notwendig, meine Wurzeln herauszukriegen? Wieso impliziert ihr, dass ich nicht deutsch sein kann?" Immer dieses „ Aaaah, deswegen die dunkle Haut!" Versteht mich nicht falsch, wenn mich Leute wegen meines Nachnamens (Lopes da Silva) fragen, ist das komplett nachvollziehbar, aber wenn ich small talk führe und dann die Frage kommt: „Woher kommst du eigentlich ?" und Leute sich mit meiner Antwort, die immer lautet: „Ich komme aus Bonn" nicht zufrieden geben wollen und dann noch dieses „Du weißt was ich meine ... woher kommst du WIRKLICH?" hinterherwerfen ... bestärkt es mein Gefühl, dass ich nicht als Deutsche anerkannt werde. Diese Konversation habe ich oft.

Ich bin in Plittersdorf/Mehlem aufgewachsen und meine Hautfarbe war schon als Kind Thema. Die ersten Jahre in der Grundschule wurde ich teilweise als Affe bezeichnet; Kinder meinten, ich hätte 'ne dreckige Haut und anfangs wollte auch keiner mit mir spielen.
In der 3. Klasse hab ich mein erstes „Gehen Sie zurück wo sie hingehören!", „Packen Sie den nächsten Flieger nach Afrika!", „Sie gehören nicht hierhin!" gehört.
Viele meiner Freunde haben keine ‚krassen' rassistischen Erfahrungen gemacht, aber waren dafür unzählige Male Opfer von Alltagsrassismus. Wir haben alle gelernt, was das angeht, leise zu sein, weil dumme Sprüche oder diskriminierende Jokes von Freunden oft gebracht werden und man keine Lust hat, die darauf hinzuweisen. Solche Gespräche sind nämlich immer ein ‚mood kill' und das war ja natürlich auch alles Spaß, "Warum übertreibst du jetzt so?"
Wieso hört man sowas?

Wieso übertreibe ich, wenn ich dir erzähle, dass solche Bemerkungen wie „Ihr Schwarzen könnt gut rennen", „Du siehst aus, als ob du richtig Gospel singen kannst" „"Ihr seid laut" einfach unangebracht sind. Das „Das ist doch nur positiv gemeint!" bitte am besten auch sparen.
Das ist nur ein kleiner Einblick von dem, was man hier als BPOC zu Ohren kriegt. Ja , im schönen „NICHT" rassistischem Deutschland.

Das sind typische Stereotypen.
Und wenn man ein „vorbildliches" Studium absolviert hat, wie ein Medizin- oder Jurastudium, ist man nicht nur ein gebildeter Mensch, nein, man ist ein gebildeter Schwarzer Mensch.

Für POCs bedeutet ein Diplom doppelt so viel wie für privilegierte Weißen Menschen, weil das Bildungssystem uns von Anfang an Steine in den Weg wirft.
Das fängt damit an, dass man gesagt bekommt, dass man eine Konzentrationsstörung hat oder dass man wegen seinem schlechten Deutsch dann benachteiligt wird. Oder dass man eine*n Lehrer*in hat, der einen wegen der Hautfarbe direkt in eine Schublade steckt und kein Interesse daran hat, das Potenzial des Schülers oder der Schülerin anzuerkennen.
Da wird nicht nachgeforscht und „Der ist ja ein Beamter, den kann man nicht so leicht feuern, vielleicht gibts da einfach ein Missverständnis und vielleicht muss ihr Sohn oder ihre Tochter sich einfach mehr anstrengen."
Solche Sätze müssen zahlreiche Eltern hören, wenn man sich dann bei Schulleitern beschwert.

Wieso? Weil manche Schüler*innen Eltern haben, die nicht fließend deutsch sprechen und deswegen nicht oft zum Elternsprechtag oder sonstigen Veranstaltungen in die Schule kommen. Und viele Lehrer*innen dies auch als Grund nehmen, das Kind als Real- oder Hauptschüler abzustempeln. Jemanden als Rassisten abzustempeln, gerade eine Autoritätsperson wie einen Lehrer oder einen Polizisten, seit eine harte Anschuldigung, wird einem gesagt, und wenn man sich dann traut, heißt es zehnmal: „ Sind sie sich da absolut sicher?"

Nur damit am Ende dann gesagt wird, das war ganz klar ein Missverständnis.
Er hat das nicht so gemeint. Viele Weiße Menschen denken sich, man ist dran gewöhnt, als Schwarze Person diskriminiert und benachteiligt zu werden und berufen sich auf den Fakt, dass es ja schon immer so war, besser gesagt: die ruhen sich auf dem Privileg aus, dass sie selbst solche Dinge nicht erleben müssen .
Aber man wird sich nicht dran gewöhnen und als Schwarze Person kann man das auch nicht, es tut nämlich weh .

Aicha
(20 Jahre alt)

Ich bin 20 Jahre alt, bin Abiturientin und mache Musik.

Berichte

Ja, wir sind auch Menschen und ja, wir haben auch Emotionen und ja, die sind berechtigt!

Ein Satz, den meine Eltern mir seit klein auf mitgegeben haben, war: „Du musst doppelt so hart kämpfen für das, was du haben willst .“ Und das ist auch ein Satz, den ich höchstwahrscheinlich meinen Kindern noch weitergeben muss. Deutschland bzw. Deutsche haben so viel Angst davor, als Rassisten abgestempelt zu werden und verstecken sich mal gerne hinter dem Satz : „Ich bin kein Rassist
...weil ich mit der und dem befreundet bin,
... weil mein angeheirateter Onkel Schwarz ist,
...ich kanns nicht sein,
...ich hab nix gegen Schwarze
...ABER“
Nein.
Kein aber.
Deine Denkweise ist rassistisch.
Du äußerst rassistische Bemerkungen.
Du hast eine (leicht) rassistische Haltung zu POC’s.

Leute denken, rassistisch zu sein heißt, jemanden umzubringen aufgrund seiner Hautfarbe oder die Person als N*** zu bezeichnen, aber rassistisches Denken, rassistische Äußerungen sind auch RASSISTISCH und werden nicht mehr mit: “Du kennst sie doch, sie tritt gerne mal in Fettnäpfchen“ begründet.
Das ist nicht mehr gut genug. Man muss diesen unergründlichen, unmenschlichen, strukturellen Hass gegenüber Schwarzen Menschen einschränken. Und am besten bei Leuten in seiner Umgebung anfangen. Rassismus betrifft uns alle.

Unsere Welt basiert auf dieser Krankheit und das ist nicht okay .
Gleichberechtigung gibt es für POCs nicht.
Dafür kämpf ich.

Ich war auf der Black Lves Matter-Demo und da ist mir erst klar geworden:

Ich befinde mich grade auf einer Demo, um der Welt zu beweisen, dass mein Leben als Schwarze Person wichtig ist und etwas bedeutet. Weil die Welt denkt, wir sind weniger wert.

Das ist traurig, aber gleichzeitig bin ich froh, darüber Freunde zu haben, die mich wertschätzen und bereit sind, dagegen anzukämpfen und dass praktisch jede ethnische Gruppe in meinen Kreisen vertreten ist.
Der Kampf gegen Rassismus hat nicht gestern, auch nicht vor drei Wochen begonnen und auch nicht am 9.08.2014, sondern existiert schon seit Jahrzehnten.
Aber POCs haben lange genug alleine gekämpft, wir brauchen mehr Unterstützung .

Entnormalisiert Rassismus und Alltagsrassismus! Öffnet die Augen und hört uns vor allem zu. Erspart uns die Rechtfertigungen, dass ihr keine Rassisten seid, zeigt es uns!

Steht neben, hinter vor und mit uns. Und Stück für Stück wird dann dieser kranke Hass eingedämmt.
Und erhebt eure Stimmen mit und für uns, auch wenn eure Freunde nicht da sind .

Das ist doch nur menschlich, oder?

Anmerkungen:

In allen Berichten sind die Bezeichnung »Schwarz« und »Weiß« absichtlich groß geschrieben, wenn es sich um die Bezeichnung einer Hautfarbe bzw. eines Menschen mit dieser Hautfarbe handelt, um einen Unterschied herzustellen zu den reellen Farben schwarz und weiß, welche nicht mit den Hautfarben eines Menschen zu vergleichen sind.

It's not black versus white, it's everyone versus racists.

Naomi

Man muss diesen unergründlichen, unmenschlichen, strukturellen Hass gegenüber Schwarzen Menschen einschränken.

Aicha

Ich werde meine Familie nicht umerziehen können, doch hoffe ich, dass unsere Generation eine gerechtere Welt anstrebt als die jetzige.

Fiona

Nicht für alle Freund und Helfer

Polizeigewalt in Deutschland

von Clemens Uhing

Nach dem von Polizisten herbeigeführten Tod des Afroamerikaners George Floyd in den USA toben heftige Unruhen in den meisten Staaten. In dieser Zeit kamen noch weitere Todesfälle hinzu, wie etwa der von Rayshard Brooks in Atlanta, der an zwei Schussverletzungen am Rücken starb. (Quelle)

*Wieder waren Polizisten verantwortlich. Diese Ereignisse werfen auch hierzulande Diskussionen über Polizeigewalt auf. Dabei wird zurecht immer wieder darauf hingewiesen, dass die deutsche Polizei besser ausgebildet ist und in vielen Fällen deeskalierend wirken kann, wofür schon die nackten Zahlen sprechen. In Georgia etwa ist die Standard-Ausbildungslänge für Polizist*innen 11 Wochen, (Quelle) wohingegen die Ausbildung für die Landespolizei in NRW eines dreijährigen dualen Studiums bedarf. (Quelle) Diese Unterschiede korrelieren mit sehr unterschiedlichen Zahlen an tödlichen Polizeieinsätzen. In den USA starben 2019 fast 1000 Menschen an tödlichen Schüssen durch Polizist*innen, während es in Deutschland nur 14 waren. (Quelle)*

Trotz dieser großen Unterschiede ist auch oder gerade deswegen bei Polizeigewalt in Deutschland genau hinzuschauen. Eine demokratische Gesellschaft sollte gegenüber ihrer Polizei nicht den Anspruch haben, weniger Gewalt anzuwenden als es die Polizei in anderen Staaten tut, sondern viel mehr den Anspruch einer gewaltlos agierenden Polizei stellen. Ein solcher ist selbstverständlich utopistisch. Vor allem, weil Polizei in erster Linie die Aufgabe hat, das staatliche Gewaltmonopol durchzusetzen und das bedeutet notwendig Gewaltanwendung. Für einen Rechtsstaat heißt dies natürlich trotzdem: Gewalt darf nur eine Ausnahme sein und ist immer rechtfertigungsbedürftig. Nicht Betroffene sollten verpflichtet sein, zu erklären, wieso sie etwas für ungerechtfertigte oder unverhältnismäßige Polizeigewalt halten, sondern die Ausführenden sollten vielmehr jederzeit begründen müssen, wieso ihre Gewalt gerechtfertigt und verhältnismäßig war. In einer Diskussion um Polizeigewalt ist vorerst aber immer zu trennen zwischen einer bloßen Feststellung der Sachlage und einer anschließenden Bewertung von Rechtmäßigkeit und Moralität. Denn auch gerechtfertigte Polizeigewalt ist nicht einfach hinzunehmen, sondern ein Signal für das Scheitern gewaltfreier Konfliktlösungen.

In der hiermit beginnenden Reihe soll ein Abriss über Polizeigewalt gegeben werden. Thematisch startet sie mit Polizeigewalt auf Demonstrationen, wo diese wohl am häufigsten vorkommt. Weitere geplante Themen sind Tode in Polizeigewahrsam, Racial Profiling und Abschiebungen.

Mit Helm und mit Knüppel – Polizeigewalt bei Demonstrationen

Forscher*innen um den Bochumer Kriminologen Prof. Dr. Tobias Singelnstein führen zur Zeit eine breit angelegte Studie durch, in deren Rahmen bereits 3300 Menschen online zu ihren Erfahrungen mit Polizeigewalt befragt wurden. Die Stichprobe der Studie ist nicht repräsentativ, weswegen sie keinen Schluss darüber zulässt, wie hoch der Anteil der von Polizeigewalt betroffenen Personen an der Gesamtbevölkerung ist. Aussagen treffen kann die Studie allerdings über Situationen, in denen es besonders häufig zu Polizeigewalt kommt, welche Folgen solche Polizeigewalt für die Betroffenen haben kann und ob sich daraus Strafverfahren entwickeln.

Der überwiegende Anteil der beschriebenen Vorfälle von Polizeigewalt ereignete sich demnach bei Demonstrationen und anderen politischen Aktionen (55 %). Darunter machen Demonstrationen 42 % der Vorfälle aus. Unter den Betroffenen sind zu 98 % Menschen, die sich politisch als eher links einordnen. Das ist angesichts der nicht-repräsentativen Umfragemethode erst einmal nicht verwunderlich. Kritik an Polizeigewalt artikulieren überwiegend linke Gruppierungen, die folglich auch ein größeres Interesse haben dürften, eine solche Studie durch Teilnahme zu stützen. Andererseits gibt es immer wieder Beispiele für eskalierende Demonstrationen des rechtsextremistischen Spektrums, denen in sehr geringem Maße mit polizeilicher Gewalt begegnet wurde. In Dortmund zogen am 21. September

Der Wasserwerfer 10000 der deutschen Polizei *Foto: Klaus Gaeth*

2018 circa 100 Neonazis durch die Straßen und skandierten Parolen wie „Wer Deutschland liebt, ist Antisemit“ oder „Nationaler Sozialismus jetzt“. Obwohl die Demonstration im Vorfeld angemeldet worden war, wurde sie nur von vereinzelten Polizeieinsatzkräften begleitet und trotz der offen antisemitischen Parolen und dem Einsatz von Pyrotechnik nicht gestoppt. (Quelle) Man denke weiter an die völlig unterrepräsentierte Polizei bei den rechtsextremen Ausschreitungen in Chemnitz in 2018. Beispiele für unverhältnismäßigen Polizeieinsatz bei linken Demonstrationen finden sich zahlreiche. Eine prägnante Szene ist die Auflösung einer Sitzblockade von circa 15 Personen auf dem Hamburger Schulterblatt während des G20-Gipfels. Die Menschen sitzen auf dem Boden, skandieren „Wir sind friedlich, was seid ihr?“. Erst werden sie ungefähr zwei Minuten aus nächster Nähe von einem Wasserwerfer beschossen, ehe es zur endgültigen Räumung durch den massiven Einsatz von Pfefferspray und Schlagstock kommt. (Quelle)
Solche Bilder werfen die Frage nach der Verhältnismäßigkeit von Polizeigewalt auf Demos auf. Durch Polizei ausgeübte Gewalt, auch „unmittelbarer Zwang“ genannt, wird nach § 4 des UzwG (Gesetz über den unmittelbaren Zwang bei der Ausübung öffentlicher Gewalt durch Vollzugsbeamte des Bundes) diesem Grundsatz unterworfen. Es sollen die Maßnahmen getroffen werden, „[…] die den einzelnen und die Allgemeinheit am wenigsten beeinträchtigen“. Außerdem darf der zu erwartende Schaden „[…] nicht erkennbar außer Verhältnis zu dem beabsichtigtem Erfolg stehen“. Werden diese Grundsätze nicht eingehalten und die betroffene Person geschädigt, kann Polizist*innen eine Anzeige u. a. wegen Körperverletzung drohen. Wasserwerfereinsatz und Pfefferspray scheinen angesichts der Möglichkeit des ruhigen Abführens von Protestierenden nicht das verhältnismäßige Mittel gegen eine Sitzblockade zu sein.

Ein weiterer Kandidat für den unverhältnismäßigen Einsatz von unmittelbarem Zwang ereignete sich am Rande einer Black Lives Matter-Demonstration am 06.06.2020 auf dem Alexanderplatz in Berlin. (Quelle) Auf einem mehrfach auf Twitter geteilten Video ist zu sehen, wie Polizist*innen versuchen, Schwarze Jugendliche abzudrängen. Einer der Jugendlichen zieht seine Kapuze hoch und schubst einen der Polizisten mehrmals. Daraufhin wird er zu Boden gerissen und von drei Polizist*innen auf dem Boden fixiert, die mehrfach auf ihn einschlagen. Zuerst lässt sich einwenden, der Polizist habe sich nur gewehrt. Doch sieht man danach, wie die Szene auf dem Boden weitergeht, werden Zweifel über die Verhältnismäßigkeit des Zugriffs angebracht sein.

Der Rechtsweg ist erschwert

Über die Verhältnismäßigkeit von Polizeieinsätzen entscheiden letzten Endes Gerichte. Die Anzeige von Polizist*innen ist also möglich. Obwohl der oben zitierten Studie der Ruhr-Universität Bochum 71 % der Opfer von Polizeigewalt körperliche Verletzungen davontrugen, 19 % davon schwere, entschieden sich nur 9 % von ihnen zu einer Anzeige gegen die Polizeieinsatzkräfte. Die Gründe dafür sind vielfältig, überwiegend wurden geringe Erfolgsaussichten, Nichtbeweisbarkeit oder die Sorge vor einer Gegenanzeige genannt. Tatsächlich kam es bei nur 18 (unter 439 eingeleiteten Strafverfahren) der insgesamt 3375 in die Stichprobe eingeflossenen Fälle zu einer Anklage gegen die Polizist*innen, 7 unter ihnen wurden verurteilt.
Die Erschwernisse auf dem Rechts-

weg gegen Polizist*innen beginnen schon damit, dass diese selten, vor allem auf Demos oder in anderen unübersichtlichen Situationen, ausreichend zu identifizieren sind. Meistens sind sie versteckt hinter Sturmmaske und Helm, untergehend in der Masse der Polizeihundertschaft. Ob sich Polizist*innen bei einer polizeilichen Maßnahme ausweisen müssen, ist von Bundesland zu Bundesland unterschiedlich. In NRW war dies bis Oktober 2017 noch Pflicht (*Nach § 6A Abs. 1 PolG NRW*), sofern dies die polizeiliche Maßnahme nicht gefährdete. Die Landesregierung von Armin Laschet hat den Passus dann aber ersatzlos gestrichen. (Quelle) Ein weiteres Mittel zur Identifikation von Polizist*innen ist die sogenannte Kennzeichnungspflicht. Dabei müssen Polizist*innen der Einsatzhundertschaften gut sichtbar anonymisierte Nummern tragen. In NRW wurden diese auch von der neuen Landesregierung abgeschafft. So besteht sie nur noch in 6 Bundesländern. (Quelle)

Mit der Abschaffung der Ausweisungs- und Kennzeichnungspflicht ist die Identifizierung von Polizist*innen nahezu unmöglich. Die einzige denkbare Möglichkeit bieten dazu Kolleg*innen in der betreffenden Einheit. In den meisten Fällen wird der Korpsgeist innerhalb der Polizei dies verhindern.

Sollte es trotz der schwierigen Identifizierbarkeit zu einem Strafverfahren gegen Polizist*innen kommen, stellt sich die Zeug*innensituation schwierig dar. Polizist*innen untereinander werden in seltenen Fällen einander belasten wollen und sich möglicherweise absprechen, um vor Gericht eine widerspruchsfreie und entlastende Version der Geschehnisse präsentieren zu können. Bei einem Prozess im Anschluss des G20-Gipfels kam es etwa dazu, dass Polizist*innen vorab die Aussagen ihrer Kolleg*innen lesen konnten. (Quelle) Das ist eigentlich nicht vorgesehen und führt zu einer großen Ungleichheit vor Gericht. Eine solche ergibt sich schon aus dem Umstand, dass Polizist*innen in Hundertschaften ohnehin besser miteinander bekannt sind und entsprechend mehr Zeug*innen nennen können, als durchschnittliche Demonstrationsteilnehmer*innen. Hinzu kommt ein Unterschied in der Glaubwürdigkeit. Polizist*innen als Zeug*innen vor Gericht sind in vielen Strafverfahren unerlässlich. Schließlich müssen sie die Nähe zu einer Straftat suchen, statt wie Zivilist*innen auf Abstand zu gehen. So kommt es schnell dazu, dass Polizist*innen die einzigen vor Ort sind, von den Täter*innen und eventuellen Opfern einmal abgesehen. Das Justizsystem kann es sich nicht leisten, polizeiliche Aussagen mit der Note der Unglaubwürdigkeit zu versehen. In vielen Fällen würde das die Beweislage stark verdünnen. Insofern kann davon ausgegangen werden, dass Polizist*innen vor Gericht mit einer erhöhten Wahrscheinlichkeit geglaubt wird. Hinzu kommt, dass sie im Falle einer Falschaussage dienstrechtliche Konsequenzen fürchten müssen, während „[j]eder Angeklagte […] im Strafprozess das Blaue vom Himmel runterlügen […]“ darf. (Quelle)

Außer Zeug*innenaussagen kommen in Gerichtsprozessen natürlich noch andere Beweismittel vor. Sehr beliebt und zuverlässig sind Videoaufnahmen. Neben zahlreichen Amateurvideos oder hin und wieder professionellen Presseaufnahmen filmt die Polizei ihre Einsätze. Dabei kommen entweder Videokameras mit langem Stativ oder Kamerawagen mit mechanisch drehbarer Kamera zum Einsatz. Eigentlich alles hervorragende Mittel, um schließlich die Frage zu klären, ob etwas unverhältnismäßige Polizeigewalt war. Das Problem: Die Polizei entscheidet erst einmal selbst, was sie filmen möchte und was nicht, zumindest wenn Straftaten zu erwarten sind. (*Rechtsgrundlage dafür ist §12a des Versammlungsgesetzes*) Das heißt es ist ihr möglich, die Kameras genau dann auszuschalten, wenn sie

Weiterführende Quellen:

Dokumentation des RBB über Polizeigewalt: *Staatsgewalt - wenn Polizisten zu Tätern werden* (*Link*)

Filmische Dokumentation über Polizeigewalt während des G20-Gipfels vom linken Filmkollektiv LeftVision (*Link*)

Dokumentationsseite für Polizeigewalt während des G20-Gipfels. Viel Bild- und Videomaterial, teilweise aber unvollständige Einordnung (*Link*)

Studie der Ruhr-Universität-Bochum (*Link*)

»Ist es nicht **viel leichter** einer **Person** zu vertrauen, die sich für ihr **Verhalten** vor einem **rechtfertigen** muss und die auch als Person **identifizierbar** ist? **Augenhöhe** schafft **Vertrauen**.«

einen gewaltsamen Zugriff auf eine Versammlung vorbereitet und durchführt (selbiges gilt übrigens auch für die neu aufkommenden Bodycams). (Quelle) Nach dem Einsatz landen die Videos natürlich erstmal in der Dienststelle, wo die Polizei die Möglichkeit hat, das Material zu sichten und sich auf ggf. belastendes Material vorzubereiten. Als Opfer von Polizeigewalt an solcherlei Aufnahmen zu kommen, ist ein eigener Akt.

Strukturen verunmöglichen Aufarbeitung

Über die Häufigkeit von unverhältnismäßiger, also illegitimer, Polizeigewalt gibt es keine belastbaren Zahlen. Die beste zur Zeit zur Verfügung stehende Möglichkeit wäre eine akribische Auswertung von Bild- und Videomaterial von vermeintlichen Fällen derartiger Gewaltausübung durch Polizeibeamt*innen. Viel besser, um Klarheit zu schaffen, wie häufig solche Gewalt vorkommt und auch, um sie entsprechend zu ahnden, wäre eine funktionierende Aufarbeitung über den Rechtsweg. Wie oben gezeigt, gibt es jedoch eine Reihe von Gründen, die den Rechtsweg beschwerlich machen.

Die Polizei ist (fast) immer die Stärkere. Entscheiden sich Polizist*innen, Gewalt anzuwenden - egal mit welcher Rechtfertigung, egal in welcher Stärke - ist die betroffene Person dieser meist schutzlos ausgeliefert und kann sich erst im Nachhinein wehren. Der Schaden ist dann schon getan. Die Art und Weise, wie solche Fälle über den Rechtsweg aufgearbeitet werden, spielt dabei oft der Polizei in die Hände. Und die möchte in aller Regel keine eigenen Leute belasten oder ihr Ansehen kompromittiert sehen.

Um eine fairere Aufarbeitung von vermeintlich unverhältnismäßiger Polizeigewalt zu ermöglichen, bedürfte es unabhängiger öffentlicher Anlaufstellen für Opfer. Es kann nicht sein, dass die Anzeige bei der Polizei selbst, im besten Falle noch bei der Staatsanwaltschaft zu stellen ist. Solche Anlaufstellen müssten uneingeschränkt und unmittelbar den gleichen Zugriff auf von der Polizei angefertigtes Beweismaterial haben. Polizist*innen müssen außerdem identifizierbar sein.

Die politischen Entscheidungsträger*innen gehen in den meisten Fällen in eine andere Richtung: Durch Reformen der Landespolizeigesetze wurden die Befugnisse der Polizei erweitert, Kennzeichnungspflicht ist eine Ausnahme. Begründet wird diese meistens damit, dass alles andere ein Misstrauensbeweis gegenüber der Polizei sei. Das wäre eigentlich umgekehrt zu denken. Ist es nicht viel leichter, einer Person zu vertrauen, die sich für ihr Verhalten rechtfertigen muss und die auch als Person identifizierbar ist? Augenhöhe schafft Vertrauen. Solche Augenhöhe ist zwischen Demonstrierenden (oder allgemein Bürger*innen) und Polizist*innen noch längst nicht in Sicht.◂

#blacklivesmatter